Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Fontane-Blätter

Halbjahresschrift

2004

Rezensionen und Annotationen

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-11015

Visual Library

Rezensionen und Annotationen

»Die Decadence ist da«. Theodor Fontane und die Literatur der Jahrhundertwende. Beiträge zur Frühjahrstagung der Theodor Fontane Gesellschaft vom 24. bis 26. Mai 2001 in München. Hrsg. von Gabriele Radecke. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002. 149 S. 22 €

Wie ›realistisch‹ ist Fontane überhaupt oder noch? Die neuere Fontane-Forschung, aber nicht nur sie, sondern voran die Raabe-Philologie, begleitet von der Storm- und Keller-Forschung, ja die ganze Realismus-Forschung – sie alle neigen seit geraumer Zeit dazu, ihre ›Zielgruppe‹ in die Moderne umzusiedeln; fast scheint es so, als ob sie den Spruch vom häßlichsten Mops als dem schönsten abwandeln und den besten Realisten im Nicht-Realisten wiedererkennen wollten. Umschichtungen sind in der Literaturgeschichte nichts Ungewöhnliches, lohnen sie sich aber im gegenwärtigen Fall? Welche ›Restmenge‹ bleibt im Hause des Realismus zurück, wenn das Wohnrecht nur noch von den Kriterien der »moralischen Perspektive«, »organischen Ganzheit« (S. 29) und dem »realistischen Erzählnexus« (S. 38) abhängt? Bewahrt die Literaturwissenschaft das sonst verabschiedete Fortschrittskonzept? Hat literaturgeschichtliches Lob immer nur die Form des ›Nicht mehr‹ und ›Eigentlich schon‹? Und was heißt für Fontane ›modern‹, wenn auch und gerade Felix Dahns *Ein Kampf um Rom* neuerdings viele moderne Züge verrät (Nietzsche-Parallele, neoromantische Lust zum Tod, Ästhetisierung des Verfalls u.a.)? Der vorliegende Münchner Kolloquiumsband, der Fontane an die »Literatur der Jahrhundertwende« heranrückt, lädt ein, über diese und ähnliche Fragen energisch nachzudenken.

In seinem Eröffnungsbeitrag weist Dieter Kafitz zunächst darauf hin, daß es wichtig ist, zwischen einem kulturkonservativen, pejorativ gemeinten Décadence-Verständnis und einem wertneutralen, ästhetischen Begriff zu unterscheiden. Im *Stechlin* findet Kafitz dann eine Fülle von Anhaltspunkten für Fontanes Affinität zur literarischen Décadence der Jahrhundertwende (Überpointierung der Einzelheiten, Dominanz der ästhetischen vor der moralischen Perspektive, metasprachliches Bewußtsein, Ironie). Das leuchtet ohne weiteres ein. Und doch springt der Abstand ins Auge, wenn man die Erzähleingänge zweier ›fabelloser‹ Romane diesseits und jenseits der fraglichen Epochenschwelle nebeneinanderstellt: Hier der ›legendäre‹ Anfang des ›modernen‹ Realisten: »Im Norden der Grafschaft Ruppin, hart an der mecklenburgischen Grenze, zieht sich von dem Städtchen Gransee bis nach Rheinsberg hin (und noch darüber hinaus) eine mehrere Meilen lange Seenkette durch eine menschenarme, nur hie und da mit ein paar alten Dörfern, sonst aber ausschließlich mit Förstereien, Glas- und Teeröfen besetzte Waldung.« Dort der nervös seismographische Stil der »Seelenstände« in Hermann Bahrs *Die gute Schule*: »Langsam, ganz langsam schlenderte er. Oft stockte er gaffend.

Oder er bog auch links, rechts, nach einem Schaufenster, zu einer Drehorgel, hinter einer Dirne.« Selbst wo Fontane szenisch beginnt (*Grete Minde, Cécile*), setzt er das Pronomen nicht so ein, wie es später etwa die Kurzgeschichte tut. Wörter wie »gaffen« oder »Dirne« kommen bei Fontane zwar vereinzelt vor, klingen aber doch etwas anders; und auch die Syntax wählt lieber andere Wege.

Rolf Selbmann entdeckt anschließend in Leopold Treibel und Adolar Krola »Unterwanderungsfigure[n]«, die sei's als ›Held der Krise‹, sei's als Bohemien, noch innerhalb der gründerzeitlichen Lebensform auf die »Wiener Dekadenz« vorausdeuten. Die Spuren eines modernen Fontane verfolgt Michael Ewert bedeutend weiter zurück und entdeckt schon in der frühen Essay-Sammlung *Ein Sommer in London* Eigenarten, die auf eine Ästhetik der Décadence vorausweisen (Montage, Multiperspektive, Technik der Momentaufnahme). Läßt sich das etwa auch so auslegen, daß ›Décadence‹ im Fall Fontanes nicht nur etwas ist, wozu er erst ganz zuletzt hinfindet, sondern auch ein Register meint, über das der Journalist schon früh verfügt?

Nach Gabriele Radecke stellen sowohl Fontanes Romane (*Cécile, Effi Briest)* als auch Eduard von Keyserlings Erzählungen (*Am Südhang, Abendliche Häuser*) die überkommene Duellpraxis in Frage. Dieses Ergebnis rückt insofern in ein besonderes Licht, als beiläufig von einer »Desillusionierung des einst als Ehrensache verstandenen Kampfes« (S. 74) bzw. vom »Niedergang des Duells«, ja gar von einem ›Auflösungsprozeß‹ (vgl. S. 77) die Rede ist. Liegt hier der Anschluß zum Rahmenthema?

In Fontanes ›großstädtischer Lyrik‹ entdeckt Walter Hettche einen ebenso bedeutenden wie eigenartigen Beitrag zur Großstadtlyrik um 1890. Fontanes Gedichte unterscheiden sich einerseits von der trivialen Gründerzeitlyrik, andererseits von der düsteren Lyrik des Naturalismus. Gut läßt sich die Fontanesche Eigenart an *Würd es mir fehlen, würd ich's vermissen?* demonstrieren. Bloß, verträgt sich ein solches ›Resümee‹ wirklich mit der ›frommen‹ Lebensbilanz einer Figur von Huysmans?

Parallelen in der Behandlung des Todesmotivs sieht Stefan Janson bei Fontane (*Stine, Effi Briest*) und Schnitzler (*Sterben, Das weite Land* u.a.). Beide Autoren gestalten »das Dilemma der Beziehungsunfähigkeit« und enthüllen die zugrundeliegende »Lebensenttäuschung« (S. 107)

»Sucherin und Sucher« überschreibt Karlheinz Rossbacher seine Analyse des Tragödienfragments *Ascanio und Gioconda* von Hugo von Hofmannsthal. Freigelegt wird vor dem Hintergrund des Briefwechsels mit Marie von Gomperz ein Zentralthema der Wiener Moderne, die »Suche nach der Ich-Identität« (S. 119) in realen und imaginierten Formen der Liebesbegegnung und Fremdspiegelung. Auf Fontane stößt dieser Suchweg nicht; doch zeigen die zurückgelegten Wegemarken deutlicher als manch forcierte Suche, wie weit Fontane von der »Literatur der Jahrhundertwende« entfernt ist. Gioconda, die den Ascanio liebt, richtet folgende Worte an

ihn: »So glaubt er, dass ich Liebe geben kann? [...] Was kann ich geben, ohne süssen Kern / Des Innern, ganz nur Schale, wie ich bin / Gefüllt mit nimmerruhendem Verlangen / Von namenloser Sehnsucht bebend?« (zit. nach Rossbacher, S. 119) Welche Frauenfigur (in Fontanes Fragmenten) könnte vor welchem biographischen Hintergrund ihres Autors so zu dem ›Mann ihrer Sehnsucht‹ sprechen? Frau von Birch oder Hanne Brah (*Allerlei Glück*), Oceane von Parceval, Geta ten Broke (*Die Likedeeler*)? Fontane ist sicherlich kein Nestroy, obwohl seine Reaktion auf Wagners *Ring*-Libretto schon ans parodistische Fach heranrückt. Ist es aber vorstellbar, daß er imaginierte Frauen so für die eigene Ich-Suche in Dienst nimmt? Vielleicht wüßte Inge Stephans Aufsatz (1981) hierauf eine Antwort.

Der letzte Beitrag von York-Gothart Mix über »Psychopathographie und Dekadenzthematik im Schulroman der frühen Moderne« skizziert an ausgewählten Beispielen (von H. und Th. Mann, Hesse, Strauß und Musil) die Kritik am Bildungs- und Schulwesen und unterstreicht die dabei zu Tage tretende »Remystifizierung des Natürlichen und Kreatürlichen« (S. 141). Beiläufig richtet sich die Aufmerksamkeit auch auf »die Entlarvung kauziger Paukerfiguren oder kurioser Umstände in der Manier Fontanes« (S. 141). Ins Blickfeld rücken Wilibald Schmidt, Krippenstapel und jener verabscheuungswürdige Malchower Schulmeister aus den *Wanderungen*. Vom Dr. Lau der *Kinderjahre* kann wegen der Hinwendung zur frühen Moderne wohl keine Rede sein. Das aber zeigt wieder, wie begrenzt der Blick bleibt, der Fontane nur im Bereich der Jahrhundertwende, Décadence oder Moderne erfaßt. Als bedeutender Realist ist Fontane wohl ›von Natur aus‹ modern, damit hört er aber nicht auf, Realist zu sein, weil dem Konzept eine Dynamik innewohnt, die einen Autor wie Fontane in Bewegung hält.

❑ Hugo Aust

Paul Irving Anderson: Ehrgeiz und Trauer. Fontanes offiziöse Agitation 1859 und ihre Wiederkehr in Unwiederbringlich. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2002. 239 S. (Beiträge zur Kommunikationsgeschichte; 11) 59 €

Welche Ziele steckt sich Paul Irving Anderson mit seinem Buch? Es geht um zweierlei. Das erste Ziel ist die Korrektur der Auffassung, Theodor Fontane habe im Jahre 1859 wegen einer Indiskretion seine mit der *Centralstelle für Pressangelegenheiten* verbundene Tätigkeit als Journalist und Multiplikator aufgeben müssen. Das zweite Ziel bildet die Aufdeckung einer wesentlichen Parallele zwischen Fontanes Erlebnissen 1859 und der tiefsten Motivierung der Begebenheiten in seinem Roman *Unwiederbringlich*. Eventuell kann ausserdem noch von

einem dritten Ziel gesprochen werden, der Edition der offiziösen Korrespondenzen Fontanes. Fragen im Zusammenhang mit dem vom Verfasser angewandten editorischen Prinzipien sollen hier – bis auf einige Randbemerkungen – unberücksichtigt bleiben. Das Erreichen des ersten Ziels ist die Voraussetzung für die Solidität des zweiten. Mit diesem ambitiösen Programm stellt Anderson hohe Ansprüche an sich selbst und an den Leser.

Das Jahr 1859 war in der Geschichte Europas ohne Zweifel ein dramatisches Jahr. In Italien entwickelte sich unter der Leitung Cavours eine folgenreiche Einigungsbewegung. Weite Teile Italiens gehörten zum Habsburgerreich, zu Österreich. Angesichts der auf Einigung der deutschen Staaten gerichteten Bestrebungen wurde Preußen einerseits mit der Frage nach der richtigen Position im Hinblick auf das in militärischen Problemen verkehrende Österreich und andererseits mit dem dringenden Wunsch im eigenen Lande nach deutscher Einheit konfrontiert. Eine Schlüsselrolle kam in Preußen dem Prinzen Wilhelm zu, der für den erkrankten König Friedrich Wilhelm IV. die Regentschaft übernommen hatte. Wie Dietmar Storch im *Fontane-Handbuch* behauptet, »[...] gab es in Berlin nicht wenige Stimmen, die das Habsburgerreich militärisch unterstützt wissen wollten [...]« (S. 133). Berlin ließ tatsächlich mobilisieren, verhielt sich aber weiterhin abwartend. Diese vorsichtige Haltung hatte ihre guten Gründe. Auch andere europäische Länder mischten sich in den österreichisch-italienischen Konflikt ein, so daß eine etwaige Kriegsbeteiligung Preußens enorme Risiken mit sich gebracht hätte. Preußen handelte nicht oder kaum. Stattdessen versuchten der Prinz-Regent und die preußische Regierung ihre behutsame Reaktion auf die Ereignisse im Inland wie im Ausland mittels der damals in großer Blüte stehenden Presse unter die Leute zu bringen und die Bürger vom guten Willen sowohl was die Interessen Österreichs als auch was die deutschen Einheitsbestrebungen betrifft, zu überzeugen. Dafür war ein Instrument notwendig, eine Instanz, die so neutral wie möglich für Verbreitung der im Schoße der preußischen Regierung lebenden Gedanken zur Einigungspolitik sorgen könnte. Dieses Instrument war die *Centralstelle für Pressangelegenheiten* unter der Leitung Max Dunckers. Duncker übernahm die Aufgabe, offizielle Verlautbarungen aus den verschiedenen Ministerien Preußens an Journalisten weiterzuleiten, die zwar für ihre Informationen von der *Centralstelle* abhängig waren, die aber ihr Honorar von den Zeitungen bezogen, für die sie schrieben. Diese Journalisten wurden als die Offiziösen bezeichnet. Offizielle Regierungsmitarbeiter waren sie nicht. Sie waren aber auch nicht ganz frei in der Art und Weise ihrer Berichterstattung. Anderson gibt dieses delikate Verhältnis in seinem Buch folgendermaßen wieder: »Was unternahm Duncker in dieser Zeit konkret, um Preußen wieder eine Pressestimme zu verschaffen? Er stellte fest, daß alle kompetenten Leute weg waren. Mit Teilzeitschreibern war es unmöglich, eine schlagfertige Pressepolitik zu betreiben.

Die Neuäraner versicherten sich noch, es sei eine Frage des geistigen Niveaus, um die Öffentlichkeit für sich zu gewinnen. Unter diesen Umständen begann Duncker, den offiziösen Apparat, der ein halbes Jahr zuvor aus Haß und Überheblichkeit abgewickelt worden war, mit gothaischem Flair wiederauf[zu]bauen. Viele Zeitungen in ganz Deutschland erklärten sich bereit, Sigle-Korrespondenzen einzurichten – die Namen der Offiziösen wußten angeblich nur die Zeitungsinhaber. In München vermittelten die Nordlichter zwischen Duncker und dem publizistischen Unternehmer und Abgeordneten Karl Brater, und in Frankfurt suchte man nach einem verkaufswilligen Zeitungsinhaber. Mangels des alten Apparats, der die Informationen aus den Ministerien sammelte, wollte Duncker nun persönlich von einem Ministerium zum anderen gehen, die Eingaben sammeln und sie anschließend an die Korrespondenten verteilen. Diese Arbeit hatten Immanuel Hegel und Ludwig Metzel früher gemacht. Es würde nichts kosten, denn die Korrespondenten würden nur die Zeitungshonorare bekommen – Abnehmer gab es genug. Freilich mußten sie »gemäß ihrer Überzeugung« schreiben, zumal sie nicht vom Staat bezahlt wurden.« (S. 43)

Fontanes Mitarbeit an der *Centralstelle* dauerte relativ kurz. Im *Fontane-Handbuch* widmet Helmuth Nürnberger dieser Angelegenheit nur wenig Aufmerksamkeit. Nürnberger schreibt: »Auch das Ende seiner Tätigkeit als Vertrauenskorrespondent der ministeriellen Presse, ging nicht auf seine Initiative zurück; vielmehr bewirkte eine Indiskretion, die ihm unterlief, am 29. 10. 1859 seinen Ausschluß.« (S. 55)

Was für Nürnberger nur eine vorübergehende Episode bildet, ist für Anderson der Angelpunkt seiner Sicht auf den Journalisten und Romancier Fontane. Anderson fragt sich, worin nun tatsächlich die Indiskretion bestanden haben mag und ob der wahre Grund für Fontanes Ausschluß aus dem Kreise der Offiziösen nicht eine viel prinzipiellere Begründung gewesen sei. Um seine These zu stützen, daß die Diskretion eher ein verhüllender Begriff für die offizielle Ablehnung von Fontanes politischer Stellungnahme in jener Zeit sei, greift Anderson weit aus. Er skizziert mit Hilfe der wichtigsten historischen Studien zu dieser Zeit ein sehr interessantes Bild der politischen Probleme, mit denen Preußen sich um 1859 herum konfrontiert sah. Innenpolitisch spitzten sich diese Probleme zu mit der sogenannten *Stettiner Adresse*, die an den Prinz-Regenten gerichtet war und ein klares Plädoyer für die Einheit Deutschlands mit einheitlicher Zentralgewalt unter der starken Leitung der Großmacht Preußen bedeutete. Auf diese Stettiner Adresse, die in die Öffentlichkeit gelangt war, mußte die preußische Regierung eine Stellungnahme formulieren. Die Indiskretion, die Fontane in diesem Zusammenhang beging, war seine bereits am 5. September 1859 veröffentlichte Mitteilung über die Antwort des damaligen Innenministers Schwerin auf die Stettiner Adresse, die dieser am 12. September veröffentlichen wollte. Der von Fontane vorzeitig in den

Hamburger Nachrichten und in der *Westfälischen Zeitung* veröffentlichte Text enthält drei Punkte. Diese Punkte beziehen sich auf die Wehrkraft mittels einer einheitlichen Leitung, die mehr einheitliche diplomatische Vertretung nach außen und auf die striktere Aufrechterhaltung der verfassungsmäßigen Zustände in den verschiedenen deutschen Staaten. Nach Andersons Meinung war der dritte Punkt der brisante.

Für ihn stellte Fontanes Formulierung der defensiven, auf Erhaltung der bestehenden Machtverhältnisse in Deutschland gerichteten Antwort des Ministers eine Kritik dar.

Die hier noch relativ schmale Basis seiner Beweisführung versucht Anderson zu erweitern, indem er nicht an erster Stelle die Verletzung des Amtsgeheimnisses, sondern Fontanes politische Überzeugungen zum Ausgangspunkt nimmt. Diese Überzeugungen destilliert Anderson hauptsächlich aus anderen Artikeln, die Fontane 1859 für verschiedene Zeitungen geschrieben haben soll. Ausgehend vom inkriminierten Artikel über die ministerielle Antwort auf die Stettiner Adresse identifiziert Anderson eine bestimmte Sigle als zu Fontane gehörig: »Dessen Sigle führte schnurstracks zu den anderen«. (S. 83) Anderson findet in den fünf betreffenden Zeitungen neunundsiebzig Artikel, die nach seiner Ansicht aus der Feder Fontanes stammen. Diese Artikel machen einen substantiellen Teil von Andersons Buch aus. So ist es dem Leser möglich, die Erfahrung mit anderen Fontane-Texten in die Lektüre einzubringen und in erster Instanz intuitiv auf diese Artikel zu reagieren. In einigen Artikeln fand ich bestimmt den vertrauten Fontane-Ton wieder, in anderen dagegen nicht. Die Frage ist unausweichlich, ob der Ausgangspunkt, der eine Sigle mit einem Autor verbindet, gültig ist oder ob da Nüancierungen notwendig sind.

Anderson verdient bestimmt große Anerkennung für seine Bemühungen, der Sache der Indiskretion auf den Grund zu gehen. Seine Deutung des Konflikts als Konsequenz von Fontanes Insistieren auf einer demokratisch-verfassungsmäßig fundierten Einheit Deutschlands unter preußischer Führung ist sicherlich nicht ohne Beweiskraft. Dagegen spricht jedoch die unleugbare preußisch-deutsche Gesinnung Fontanes. Wenn das Agitation sein soll, fällt nahezu jede politische Aussage unter diesen Begriff. Fontanes Briefe haben dagegen einen ganz anderen Charakter, aber sie sind nicht an die Öffentlichkeit gerichtet. Ich frage mich, ob solche Aussagen wie jene Fontanes in der Tat inhaltlich eine derartige Sprengkraft besaßen, daß sie zu seinem Ausschluß aus dem Kreis der offiziösen Korrespondenten führen mußte. Ich finde die Beiträge im Gegenteil recht brav und betrachte sie in vielen Fällen nur als humorlose, unkritische Vermittlung von nüchternen Fakten. Der Verfasser muß sie manchmal im Handumdrehen geschrieben haben. Wenig überzeugend ist außerdem die Einsicht in die Beweggründe des Prinz-Regenten. Wilhelm wird als geistig beschränkter Mensch dargestellt, der kaum Motive für seine zurückhaltende Politik besaß.

Für diese Deutung brauche ich mehr Beweismaterial. Angesichts der späteren Wertschätzung Wilhelms I. vonseiten Fontanes ist dies dann zumindest eine kuriose Sache. Sollte es stimmen, daß die von Anderson an die Oberfläche gebrachten Zeitungsartikel tatsächlich von Fontane verfaßt wurden, dann müssen wir ihm dazu gratulieren. Leider fehlt der endgültige Beweis. Daß der Verfasser keine Mühe gescheut hat, die Dokumente, die sich auf Dunckers Tätigkeit und auf die merkwürdige Verflechtung von offizieller Politik und offiziöser Beeinflussung der Bürger in Preußen während der Zeit nach dem Revolutionsjahr 1848 beziehen, ans Tageslicht zu bringen, ist eine beachtliche Leistung, die der historischen Forschung, der Kommunikationsgeschichte und der Germanistik wichtiges, neues Material verschafft.

Was die zweite Zielsetzung von Andersons Arbeit betrifft, war hier bereits von der Forschung eine Basis gelegt worden, auf der der Verfasser weiterbauen konnte. Hinzuweisen ist etwa auf die ausgezeichnete Darstellung der Deutungsmöglichkeiten in Christian Grawes Beitrag zum *Fontane-Handbuch*, auf die Interpretation von Michael Masanetz und auf Dietmar Storchs Erläuterung der politischen Implikationen des Romans (ebenfalls im *Fontane-Handbuch*). Grawe schreibt über das Politische im Verhältnis zum Persönlichen in *Unwiederbringlich*: »Aber weder motiviert noch erklärt die politische Dimension des Romans die persönliche Tragödie der Holks, obwohl beide zeittypische Tendenzen verkörpern [...], wie sie Fontane ähnlich in dem Storchschen Ehepaar in dem Fragment *Storch v. Adebar* [...] und, ins Katholische gewendet, in den Geschwistern Adam Petöfy und Judith Gundolskirchen in *Graf Petöfy* antithetisch thematisiert, und zwar in beiden Werken mit kritischen Akzenten gegenüber der hypertrophen Religiosität, die vor allem in den späteren Regierungsjahren Friedrich Wilhelms IV., aber noch zur Entstehungszeit des Romans in Verbindung mit der politischen Reaktion eine öffentliche Rolle spielt.« (S. 609) Anderson gründet seine Interpretation auf die Grundstruktur des Parallelismus von Erfahrungen Fontanes während der »Offiziösen«-Zeit mit Figuren, Daten, Handlungen und Symbolen der Romanwirklichkeit. Nach seiner Ansicht können wir uns als Leser nicht mit der Bedeutung an der Oberfläche des Romans begnügen. An anderer Stelle (*Fontane aus heutiger Sicht*) hat Anderson für den Erzählprozeß, der zur unterschwelligen, verborgenen Sinnschicht führt, den Begriff des *Versteckspiels* geprägt. Auch in seiner Interpretation von *Unwiederbringlich* legt Anderson eine unverkennbare interpretatorische Virtuosität an den Tag. Feinfühlige Beobachtungen betreffen unter anderem die Namensgebung von Schiffen, Frauen und Kindern. Ich denke auch an das Versteckspiel mit dem Taufstein, beziehungsweise mit der Bedeutung der Taufe und deren Unterminierung, die von der männlichen Hauptgestalt ausgeht. Hierin offenbart er eine deutliche Verwandtschaft mit Horst Fleigs methodischem Ansatz in dessen Dissertation *Sich versa-*

gendes Erzählen (Fontane) aus dem Jahre 1974, sei es, daß Fleig deutlicher als Anderson die Freudsche Psychoanalyse zum Ausgangspunkt seiner Auslegung nimmt.

Im Zusammenhang mit Andersons Interpretation halte ich aber die von ihm postulierte Exklusivität *seiner* Verfahrensweise für einen bedauerlichen Irrtum. Bedauerlich, da nunmehr der Eindruck entstehen muß, daß ich mich von seiner Interpretation distanziere, während ich in Wirklichkeit gerade eine positive Wertschätzung seiner höchst sensiblen Konzentration auf den vielschichtigen Roman zum Ausdruck bringen möchte. Anderson darf selbstverständlich kritisieren, wen er will, aber die Sache wird suspekt, wenn er die Interpreten Fontanes kollektiv aufs Korn nimmt, indem er von den »Orgien der Hermeneutik« (S. 199) spricht. Im Schlußwort seiner Arbeit geht Anderson noch ein Stückchen weiter dadurch, daß er der gesamten Fontane-Forschung, möglicherweiser der Germanistik insgesamt, den Mangel an rechtem Gefühl für die verborgenen Finessen der Dichtersprache vorwirft: »Worin besteht ›historisches Denken‹? In Einfühlungsvermögen, sagt man. Nun, das trifft den Nagel, aber nicht unbedingt auf den Kopf. ›Einfühlung‹ hat einen stark subjektiven Faktor, der ungeeignet ist, die Sachverhalte einer untergegangenen Welt zu erfassen. Der Mangel an historischem Denken in historischen Dingen hat inzwischen einen Namen: *political correctness.* Der Betroffene wird wohl einwenden, man könne einen Begriff des aktuellen Lebens schlecht auf die Historik anwenden. Eben. Genau das ist mein Vorwurf an mehrere Adressen: aus unerforschlichen Gründen fehlt den meisten heutigen historischen – und damit erst recht: germanistischen Arbeiten das Vermögen, sich einzufühlen. Man hat den Eindruck, ehrlich zu fühlen, also fühlt man sich ein. Nichts führt den Forscher schneller in die Irre als seine Gefühle. Das erforderliche Vermögen besteht vielmehr darin, fremde Koordinaten zu denken und, vorm inneren Auge, die Welt von damals mit inzwischen ermittelten Kenntnissen aufzubauen. Daher sagte ich, der Historiker müsse in der Sprache schwimmen lernen, um an Fontanes Urblick heranzukommen. Die Germanisten glauben es zu können, aber sie machen den Kopf ungern naß. Erst wenn man auf den Boden schaut und tauchen kann, um das vage Vermutete hoch zu holen, wird man als Fontane-Forscher erfolgreich […]« (S. 219).

Was Anderson hier schreibt, ist barer Unsinn. Es fehlt keineswegs am erforderlichen Vermögen, »in fremden Koordinaten zu denken«. Auf sehr leichte Weise wäre der Spieß umzudrehen. Andersons Schau auf den Boden von Fontanes Meeresgrund ist eben nur eine Möglichkeit der Interpretation, manchmal glänzend, aber gewiß nicht überall so überzeugend, daß jeder Leser in demutsvoller Geste nach einem vergleichbaren »Inneren Auge« verlangen wird. An manchen Stellen der *Unwiederbringlich*-Interpretation habe ich prinzipielle Bedenken geäußert. Ich habe keine Lust, aufgrund eines allgemeinen Inkompetenz-Urteils mundtot gemacht zu werden.

Bedauerlich ist Andersons Ansatz, da er dem Wert seiner Arbeit hiermit erheblichen Schaden zufügt. Sein Ton ist voller Ranküne, besonders an die Adresse der Fontane-Forschung und auch was die Germanistik allgemein betrifft. Vielleicht ist Paul Irving Anderson ein Unrecht zugefügt worden und er hat triftige Gründe, sich entrechtet zu fühlen. Ich kann das nicht gut beurteilen. Aber, ein Gekränkter und Zurückgesetzter soll sich hüten vor klagendem Selbstmitleid. Andere sollen die Rolle des Anwalts übernehmen. Das ist ein ganz elementares Lebensgesetz.

Vorliegendes Buch ist dort vorzüglich, wo der Verfasser historisch verschüttete Dokumente und im Laufe der Zeit vergessene Koordinaten ausgräbt. Auch die Deutung von *Unwiederbringlich* ist interessant, solange sie kein Glaubensbekenntnis des Lesers verlangt. Sobald die vorgelegten historischen und interpretatorischen Auffassungen sich als die Wahrheit schlechthin präsentieren, büßen sie erheblich an appellierender Kraft ein und stimmen diesen Leser sehr skeptisch.

❑ Hans Ester

»Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst.« Erinnerungen an Theodor Fontane. Hrsg. von Wolfgang Rasch und Christine Hehle. Berlin: Aufbau-Verlag 2003. 318 S. 22,50 €

»Schon wieder ein Buch über Fontane«, werden nicht wenige Freunde und Verehrer des Schriftstellers sagen. Und so unrecht haben Sie nicht, beschenkte uns doch der Buchmarkt erst anno '98 anläßlich seines 100. Todestages und in den nachfolgenden Jahren mit verschiedenen Biographien, Sammelbänden, Essays etc. Doch schon ein erster Blick in diese Ausgabe läßt uns aufatmen, haben wir es doch hier mit einer recht unterhaltsamen, aber deshalb nicht anspruchslosen Lektüre zu tun. Mit Überraschung stellt der Leser fest, daß ihm eine *erste* Sammlung bisher verstreut gedruckter Erinnerungen an Theodor Fontane von Zeitzeugen geboten wird, von denen wohl die meisten in nur schwer zugänglichen Quellen, wenn überhaupt noch, verfügbar sind. Schon deshalb verdient die Leistung der Herausgeber uneingeschränkt Anerkennung, zumal verschiedene der hier nach dem Erstdruck zusammengestellten Beiträge wissenschaftliche Studien über den Autor und sein Werk in schönster Weise ergänzen, gelegentlich auch vertiefen. Freunde, Kollegen und Familienmitglieder geben aus ihrem Umgang mit dem Dichter ein Erinnerungsbild, wie sie ihn empfunden und erlebt haben. Fontane wird uns aus der Sicht seiner Zeitgenossen mit all seinen Vorzügen und Schwächen – einfach als Mensch – durchaus lebendig. Da jedoch die meisten der hier versammelten über 40 Weggefährten und Beobachter erst nach 1850 geboren sind, konzentrieren sich die Erinnerungen auf Fontanes letzte

Lebensjahrzehnte. Insofern kann der an sich gehaltvolle Band nur einen zeitlich begrenzten Blick auf Fontanes Persönlichkeit bieten. Viele Erlebnisse mit dem »alten Herrn aus der Potsdamer Straße 134 c« stammen folglich aus der Feder bedeutend jüngerer Autoren und sind nicht nur ungleichwertig, sondern gelegentlich auch von jugendlicher Schwärmerei für den Dichter überlagert. Da viele ihre Gedanken und Erlebnisse erst Jahre, zuweilen auch Jahrzehnte nach Fontanes Tod veröffentlichten, erfährt der heutige Leser, in welcher Gestalt er in dieser Rückschau fortlebt. Und auch aus diesem Grunde liest man diese Memorabilien heutzutage mit Gewinn und nimmt einige Irrtümer in bezug auf Daten und Begriffe, von den Herausgebern exakt benannt (302), gern in Kauf.

Christine Hehle und Wolfgang Rasch ist es m.E. gelungen, Fontanes Wesenszüge in wesentlichen Lebens- und Schaffensstationen – vom Apotheker über den Balladier, Journalisten und Kritiker zum Romancier – aus der *Erfahrungswelt* seiner zumeist jüngeren Zeitgenossen anklingen zu lassen.

So erfahren wir von Otto Roquette, wie es zum geselligen Kreis der *Ellora*-Freunde kam (19f.), während uns Wilhelm Lübke eine recht ausgewogene Charakteristik (25f.) und Felix Dahn ein eindrucksvolles *Tunnel*-Erlebnis überliefert (21ff.). Zu begrüßen ist auch die Aufnahme kritischer Stimmen in diese Sammlung, so Karl Bleibtreus Verdikt, Fontane habe »über alles ihm Fremdartige […] mit höflicher Rücksichtslosigkeit den Stab [gebrochen]« (109). Berührt fühlt sich der Leser von Nahida Lazarus' Betroffenheit über ein ausgebliebenes öffentliches Dankeswort für die Bemühungen ihres Mannes, belegt durch Briefdokumente, um Fontanes Freilassung aus französischer Kriegsgefangenschaft 1870 (88–94). Für die Zuneigung des älteren Schriftstellers zu jungen Autoren seiner Zeit sprechen u. a. Texte aus der Feder von Eduard Engel (115ff.), Fedor von Zobeltitz (147ff.), Ernst von Wolzogen (150ff., 159ff.), Franz Servaes (276ff.) und Wilhelm Bölsche (280ff.). Bemerkenswert und z.T. recht zeitnah erscheinen mir in diesen Erinnerungsblättern Eindrücke über Fontanes Verhältnis zum Naturalismus, aber auch zu seiner historischen Weitsicht (vgl. hierzu Richard Sternfeld 163–167). Hanns Fechners subtile Würdigung des Dichters anläßlich dessen 100. Geburtstages, ergänzt durch Fontanes Briefe an den Berliner Porträtisten, gewährt Einblick in seine Beziehungen zu einem bildenden Künstler.

Die Herausgeber waren gut beraten, größere Ausschnitte aus Paul Meyers *Erinnerungen* … aufzunehmen (230–249), da diese vollständig nur 1936 als Privatdruck von seinem Neffen (Fontanes Patenkind), Hans Sternheim († Auschwitz), herausgegeben werden konnten. Meyers Bericht über die Entstehung des Gedichtes *An meinem Fünfundsiebzigsten* und seine Einschätzung über Fontanes gelegentlich antisemitische Positionen dürften besondere Aufmerksamkeit hervorrufen. Mit mehreren Beiträgen sind Fontanes Söhne, Theodor jun. und Friedrich, vertreten, die sich Jahrzehnte nach dem Tod des Vaters über ihre

Beziehungen zu ihm und seiner Frau Emilie, ihrer Mutter, öffentlich äußerten, ohne kritische Gedanken auszusparen. Respektlose »Töne« vernehmen wir dagegen von Fontanes Schwester Elise (250ff.), die 1916 veröffentlicht wurden.

Von den überlieferten Nachrufen wurde jener ausgewählt, den Fontanes langjähriger Freund und Wegbegleiter, Ludwig Pietsch, am 22. September 1898 in der *Vossischen Zeitung*, ganz unter dem Eindruck des eben Verschiedenen, herausgab (270–75). Diese tiefgründige, lebensnahe Charakterisierung der Lebens- und Kunstauffassung Fontanes dürfte heute noch ihresgleichen suchen.

Jedem Verfasser der »Erinnerungen«-Texte ist eine kurze Biographie vorangestellt, in der auch die Zeit und die Art der Begegnung mit Fontane nachgewiesen werden. Ein sorgfältig gearbeitetes Quellenverzeichnis der hier versammelten Erstdrucke, ein Personenregister und ein Register der in den Texten erwähnten Werke Fontanes dienen als praktikable Hilfsmittel.

Die im Nachwort fixierte Zielstellung der Herausgeber, »ein originäres Bild, das auf unterhaltsame Weise unsere Vorstellung von Fontanes Persönlichkeit bereichern kann« und eine »Ergänzung« zu »bisherigen umfassenden und gründlichen Biographien« bieten soll (303), wurde in hervorragender Weise erreicht. Aufschlußreich erscheint mir auch der Nachweis, welche Freunde und Kollegen nur ein marginales Wort oder überhaupt keine gedruckte Erinnerung an ihn hinterlassen haben. Für eine wünschenswerte Nachauflage empfehle ich – auszugsweise – die Aufnahme des frühen Fontane-Essays von Theodor Storm, veröffentlicht 1855 im *Literaturblatt des Deutschen Kunstblattes* und in gleicher Form den Nachruf von Erich Schmidt aus der *Deutschen Rundschau* von 1898.

❑ Manfred Horlitz

Spurensuche mit Theodor Fontane in der alten Grafschaft Ruppin. Textauswahl und Fotos: Günter Rieger. Karwe: Edition Rieger 2002. 141 S.

Mit dieser vorzüglich ausgestatteten Edition im handlichen Taschenformat bereichert der Verlag Günter Rieger abermals sein Angebot zur brandenburgischen Kulturgeschichte um eine weitere Kostbarkeit. Wer heute in der Ruppiner Kulturlandschaft mit Fontanes Intentionen auf Entdeckungen gehen möchte, kann sich getrost diesem »Spurensucher« anvertrauen. Er wird dann noch vieles von dem vorfinden, wovon der Dichter einst so eindrucksvoll berichtete, wenn manches auch durch der Zeiten Lauf ein verändertes Bild bietet. Riegers klug gewählte Auszüge aus dem ersten Band der *Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Die Grafschaft Ruppin* verweilen – in gleicher Reihenfolge – bei fast allen darin beschriebenen Orten, Landstrichen und vielen Persönlichkeiten – beginnend mit Fontanes Vorworten zur ersten und zweiten Auflage. Der Vorzug dieses Wegbe-

gleiters besteht darin, daß Fontanes bildhafte Sprache nicht durch Kommentare oder Anmerkungen unterbrochen wird, abgesehen von wenigen zurückhaltenden Einlassungen des Herausgebers, die auch druckgrafisch vom Text Fontanes deutlich abgesetzt werden.

Wenn eine solche Textauswahl auch nicht frei von subjektiven Erwägungen ist, so sei Rieger bestätigt, daß es ihm gelungen ist, in 22 Abschnitten seines Taschenbüchleins das Wesentliche und Eigentümliche Fontanescher Schilderungen zu bewahren und somit eine Brücke vom Vergangenen zum Heutigen zu schlagen. Die Beschreibungen von Landschaften, Kirchen, Herrenhäusern und anderen Sehenswürdigkeiten werden durch zahlreiche stimmungsvolle Farbfotografien dargeboten und laden zum Besuch dieser »Fontaneschen Orte« ein. Fast alle Abbildungen stehen in enger Nachbarschaft zum Text des Schriftstellers. Kritisch sei lediglich angemerkt, daß Auslassungen in Fontanes Text nicht immer bezeichnet werden, wodurch sich gelegentlich der Sinnzusammenhang etwas verliert (38, 42 u. a.).

Die Schlösser von Wustrau und Rheinsberg rücken durch eindrucksvolle Lithografien aus dem 19. Jahrhundert ins Blickfeld und bieten dem Betrachter Vergleichsmöglichkeiten zum heutigen Erscheinungsbild. Für die solide und zweckmäßige Gesamtkonzeption spricht auch, daß Hinweise für Touristen – zum Beispiel auf museale Einrichtungen und Raststätten – in zurückhaltender Form und deutlich abgehoben zu Fontanes Schilderungen geboten werden.

Drucktechnische Gestaltung und Einband harmonieren mit Textauswahl und Abbildungen. Das Vorsatzblatt ziert ein Plan der Grafschaft Ruppin nach einem Kupferstich aus dem 18. Jahrhundert, während die letzten beiden Seiten den etwa gleichen Ausschnitt des Kreises Ostprignitz-Ruppin nach einer aktuellen Verkehrskarte wiedergeben, die für den Wanderer von heute hilfreich sein dürfte.

Die im Vorspann geäußerte Absicht des Herausgebers, zu einer »eingehenden Beschäftigung mit dem Anliegen des Dichters und dem Gegenstand seiner Betrachtung« anzuregen, wird durch diese Publikation durchaus erfüllt. Für eine weitere Auflage sei ein alphabetisches Ortsverzeichnis empfohlen.

❑ Manfred Horlitz

Georg Wolpert: »Für mich haben Bücher Physiognomien wie die Menschen«. Die Verlagseinbände der ersten Buchausgaben Theodor Fontanes. Eine Annäherung. In: Einband Forschung. Informationsblatt des Arbeitskreises für die Erfassung und Erschließung Historischer Bucheinbände (AEB). Berlin: Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Heft 13 / Oktober 2003, S. 37–46 (Hefte vorläufig kostenfrei durch AEB zu beziehen).

Abweichend von der Gepflogenheit, an dieser Stelle selbständige Publikationen zu rezensieren und zu annotieren, möchte ich auf einen Aufsatz hinweisen, der nicht nur für die Fontane-Forschung innovativ ist, sondern auch für die Disziplin der Einbandforschung, die sich bisher besonders dem alten Buch und der traditionellen Handwerkskunst gewidmet hat, während die Bucheinbände des 19. Jahrhunderts ein noch weitgehend unbeackertes Feld geblieben sind. Dabei wurde die Buchbinderei, getrieben durch die Impulse eines sich rasch entfaltenden Marktes und die beschleunigte Dynamik der Stil- und Geschmacksrichtungen, gerade in dieser Zeit tiefgreifend revolutioniert. Neue Techniken und Verfahren wurden entwickelt, neue Materialien kamen zur Anwendung (Leinen, Kaliko), die Buchbinderei wurde industrialisiert. In seinem Lehrbuch *Fachwissen des Buchbinders* spricht Heinrich Lüers dem 19. Jahrhundert hervorhebenswerte buchbinderische Leistungen überhaupt ab und erkennt nur gedankenlose Nachahmung und einen Verfall der handwerklichen Tradition; lediglich in der Gestaltung der Verlegereinbände sieht er eine positive Tendenz. Gerade dieser Richtung der Einbandkunst wendet sich Georg Wolpert in seinem Aufsatz über die frühen Fontane-Ausgaben zu und eröffnet damit der Forschung einen völlig neuen Zugang zur Verlags- und Editionsgeschichte der Werke dieses Schriftstellers. Um so bedauerlicher sind die Mängel dieser Publikation. So sind zwei Buchbinderzeichen abgebildet, die irrtümlich als Verlagssignets von F. Fontane & Co. ausgegeben werden. Als besonderes Manko erweist sich das Fehlen von Abbildungen der beschriebenen Exemplare, ohne die sich die Feststellungen des Verfassers trotz seiner bewundernswerten Beschreibungen nur schwer nachvollziehen lassen. Nicht einmal das Theodor-Fontane-Archiv, in dem doch die weltweit reichste Fontane-Sammlung zusammengetragen wurde, verfügt in jedem Fall über ein Exemplar, an dem sich seine Beobachtungen nachvollziehen lassen. Die Fragen, die der Verfasser am Ende seines Aufsatzes formuliert, verraten ein beachtliches Potential, das für die Zukunft weitere Arbeiten über den Gegenstand erhoffen läßt. Überhaupt ist vieles hier nur angerissen, was man sich ausführlicher dargestellt erhoffen darf; eine Annäherung, wie der Beitrag betitelt wird, ist ja auch weniger Resultat als Prozeß. ❦